

Peter Nickl

peter.nickl@phil.uni-hannover.de

SommerUni 2019

Weisheit

I. Weisheit und Unweisheit

II. Der Versuch der Philosophie, die Weisheit loszuwerden

III. Stimmen zur Weisheit im Lauf der Zeiten

1. **Aristoteles**, Metaphysik I, Kap. 1-2

Weisheit als Wissen der ersten und allgemeinsten Ursachen und Gründe

„... der Zweck der gegenwärtigen Erörterung aber ist, zu zeigen, daß alle als Gegenstand der sogenannten Weisheit die ersten Ursachen und Prinzipien ansehen; darum, wie gesagt, gilt der Erfahrene für weiser als der, welcher irgendeine Sinneswahrnehmung besitzt, der Künstler für weiser als der Erfahrene, und wieder der leitende Künstler vor dem Handwerker, die theoretischen Wissenschaften aber vor den hervorbringenden. Daß also die Weisheit eine Wissenschaft von gewissen Prinzipien und Ursachen ist, das ist hieraus klar.

Da wir nun diese Wissenschaft suchen, müssen wir danach fragen, von welcherlei Ursachen und Prinzipien die Wissenschaft handelt, welche Weisheit ist. (...) Es ist nun erstens unsere gewöhnliche Annahme,

(1) daß der Weise, soviel möglich, alles verstehe (erkenne), ohne dabei die Wissenschaft des Einzelnen zu besitzen;

(2) ferner, daß der, welcher das Schwierige und für den Menschen nicht leicht Erkennbare zu erkennen vermag, weise sei (denn Sinneswahrnehmung ist allen gemeinsam und darum leicht und nichts Weises);

(3) ferner, daß in jeder Wissenschaft der Genauere und die Ursachen zu lehren Fähigere der Weisere sei; und

(4) daß unter den Wissenschaften die, welche um ihrer selbst und um des Wissens willen gesucht wird, eher Weisheit sei als die um anderweitiger Ergebnisse willen gesuchte, und

(5) ebenso die mehr gebietende im Vergleich mit der mehr dienenden; denn der Weise müsse nicht Anordnungen entgegennehmen, sondern geben. Und nicht er müsse einem anderen, sondern ihm der weniger weise gehorchen. Hierunter muß das Merkmal, alles zu verstehen (erkennen), dem zukommen, der am meisten die Wissenschaft vom Allgemeinen hat; denn dieser kennt gewissermaßen alles

Untergeordnete. Auch ist gerade dies für die Menschen am schwersten zu erkennen: das am meisten Allgemeine; denn es liegt am weitesten von den Sinneswahrnehmungen entfernt.“

Aristoteles, *Metaphysik*, Buch I, Kap. 1 und 2 (981 b 27–982 a 25); übers. von Hermann Bonitz, hg. von Ursula Wolf, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1994, S. 40 f. (Wortlaut z.T. leicht geändert)

2. **Thomas von Aquin** (gest. 1274)

Doppelte Weisheit: aus dem Intellekt – aus der Liebe

„Weisheit bedeutet die Richtigkeit des Urteils nach göttlichen Gründen. Die Richtigkeit des Urteils kann sich aber auf zweifache Weise ergeben: einmal, nach dem vollkommenen Gebrauch der Vernunft; zum anderen, wegen einer gewissen Verwandtschaft mit dem, worüber zu urteilen ist. Wie bei dem, was zur Keuschheit gehört, derjenige durch vernünftige Untersuchung richtig urteilt, der die Moralwissenschaft gelernt hat: aber durch eine gewisse Verwandtschaft damit urteilt richtig darüber derjenige, der den Habitus der Keuschheit hat.

So also gehört es zur Weisheit, die eine intellektuelle Tugend ist, hinsichtlich der göttlichen Dinge das rechte Urteil aus der vernünftigen Untersuchung zu beziehen: aber das rechte Urteil darüber aus einer gewissen Verwandtschaft damit gehört zur Weisheit, insofern sie eine Gabe des Heiligen Geistes ist: wie Dionysius im 2. Kapitel *Über die göttlichen Namen* sagt, dass Hierotheus vollkommen in den göttlichen Dingen ist *nicht nur als Lernender, sondern als Erleidender des Göttlichen*. Ein solches Mitleiden bzw. eine solche Verwandtschaft mit den göttlichen Dingen geschieht durch die Liebe, die uns mit Gott eint: nach jenem Wort des Apostels im 1. Korintherbrief (6, 17): ‚Wer aber dem Herrn anhängt, ist *eines* Geistes mit ihm.‘

So hat also die Weisheit, die eine Gabe (des Heiligen Geistes) ist, ihren Grund im Willen, nämlich in der Liebe: aber ihr Wesen hat sie im Intellekt, dessen Akt im richtig Urteilen besteht, wie oben gesagt wurde.“

Thomas von Aquin, *Summa theol.*, II-II, qu. 45, art. 3, c.

3. **Bernhard von Clairvaux** (1090–1153)

„Derjenige nämlich ist weise, dem alles so schmeckt, wie es ist.“

(Est enim sapiens, cui quaeque res sapiunt prout sunt.)

Bernhard von Clairvaux, 18. *Predigt*, Sämtliche Werke lat./dt., Bd. IX, Innsbruck 1998, S. 334 ff.

4. **Blaise Pascal** (1623–1662)

Weisheit des Herzens

„Das Herz hat seine Vernunftgründe, welche die Vernunft nicht kennt; man erfährt es an tausend Dingen.“ – „Wir erkennen die Wahrheit nicht nur mit der Vernunft, sondern auch mit dem Herzen.“

Blaise Pascal, Gedanken, übers. von Ulrich Kunzmann, Reclam (Stuttgart) 1987/1997, S. 233, 79.

5. **Martin Buber** (1878–1965)

Wie begegnen wir einem Baum?

„Ich betrachte einen Baum.

Ich kann ihn als Bild aufnehmen: starrender Pfeiler im Anprall des Lichts, oder das spritzende Gegrün von der Sanftmut des blauen Grundsilbers durchflossen.

Ich kann ihn als Bewegung verspüren: das flutende Geäder am haftenden und strebenden Kern, Saugen der Wurzeln, Atmen der Blätter, unendlicher Verkehr mit Erde und Luft – und das dunkle Wachsen selber.

Ich kann ihn einer Gattung einreihen und als Exemplar beobachten, auf Bau und Lebensweise.

Ich kann seine Diesmaligkeit und Geformtheit so hart überwinden, daß ich ihn nur noch als Ausdruck des Gesetzes erkenne – der Gesetze, nach denen ein stetes Gegeneinander von Kräften sich stetig schlichtet, oder der Gesetze, nach denen Stoffe sich mischen und entmischen.

Ich kann ihn zur Zahl, zum reinen Zahlenverhältnis verflüchtigen und verewigen.

In all dem bleibt der Baum mein Gegenstand und hat seinen Platz und seine Frist, seine Art und Beschaffenheit.

Es kann aber auch geschehen, aus Willen und Gnade in einem, daß ich, den Baum betrachtend, in die Beziehung zu ihm eingefaßt werde, und nun ist er kein Es mehr.

Die Macht der Ausschließlichkeit hat mich ergriffen.

Dazu tut nicht not, daß ich auf irgendeine der Weisen meiner Betrachtung verzichte. Es gibt nichts, wovon ich absehen müßte, um zu sehen, und kein Wissen, das ich vergessen hätte. Vielmehr ist alles, Bild und Bewegung, Gattung und Exemplar, Gesetz und Zahl, mit darin, ununterscheidbar vereinigt.

Alles, was dem Baum zugehört, ist mit darin, seine Form und seine Mechanik, seine Farben und seine Chemie, seine Unterredung mit den Elementen und seine Unterredung mit den Gestirnen, und alles in einer Ganzheit.

Kein Eindruck ist der Baum, kein Spiel meiner Vorstellung, kein Stimmungswert, sondern er leibt mit gegenüber und hat mit mir zu schaffen, wie ich mit ihm – nur anders.

Man suche den Sinn der Beziehung nicht zu entkräften: Beziehung ist Gegenseitigkeit. So hätte er denn ein Bewußtsein, der Baum, dem unsern ähnlich? Ich erfahre es nicht. Aber wollt ihr wieder, weil es euch an euch geglückt scheint, das Unzerlegbare zerlegen?“

Martin Buber, *Ich und Du* (1923), Stuttgart (Reclam) 1995/2001, S. 7 f.

Versuche, du selbst zu sein, und nicht ein anderer

„Rabbi Sussja [sagte] kurz vor dem Tode: ‚In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: ›Warum bist du nicht Mose gewesen?‹ Man wird mich fragen: ›Warum bist du nicht Sussja gewesen?‹“

Martin Buber, *Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre* (1948), 15. Aufl. Gütersloh 2006, S. 17 f.

6. Robert Spaemann (1927–2018)

Grenzen der stoischen Gelassenheit

„Es waren vor allem die Philosophen der Stoa, die die Lehre von der Gelassenheit entwickelt haben. Epiktet und Seneca priesen die Annahme des Schicksals als endgültige Befreiung des Menschen. Wer das, was ohnehin geschieht, so sagten sie, in sein Wollen aufnimmt, dem kann nichts mehr gegen seinen Willen geschehen. Er ist so frei wie Gott. Das höchste Ideal des stoischen Weisen war die Apathia, die Leidenslosigkeit und Leidenschaftslosigkeit. Gegen diese Haltung kann man nun allerdings einwenden, daß durch sie das menschliche Handeln um eine entscheidende Dimension verkürzt wird, nämlich um die Dimension des leidenschaftlichen Engagements. Die Stoiker lehrten Leidenschaftslosigkeit, sie verurteilten sogar die Leidenschaft des Mitleids. Der Mensch solle nur aus reiner sittlicher Vernunft handeln. Nun gehören aber die Leidenschaften zur Natur des Menschen, und die Natur will ja der Stoiker akzeptieren. Außerdem kann nur der wirklich engagiert Handelnde die Grenzen des Möglichen testen. Wenn er vor dem Unmöglichen kapituliert, weiß er, daß es wirklich unmöglich war. Seine Kapitulation ist allerdings eine schmerzhaftere als die des Stoikers, denn er gibt etwas auf, woran er wirklich gehangen hat.

In diesem Punkt unterscheidet sich die christliche Lebenslehre von der stoischen. Auch sie lehrt, wie alle Weisheitslehren der Welt, die Ergebung in das Schicksal. Aber sie unterscheidet sich von den anderen Weisheitslehren durch größeren Realismus

einerseits und durch eine neue Motivation andererseits. Der Realismus liegt darin, daß die Grenzen der natürlichen Subjektivität wirklich ausgemessen werden. Der in diesem Sinne Gelassene trickst nicht sozusagen die Götter aus, indem er erklärt, die Trauben, die sie ihm vorhalten, seien ihm ohnehin zu sauer. Er ist nicht leidenschaftslos, nicht gleichgültig gegen Erfolg oder Misserfolg seiner Absichten, wie die Stoiker lehrten. Deshalb wird sein Scheitern dramatischer. Im Alten Testament wird Hiobs Hadern mit Gott geschildert, seine verzweifelten Anklagen gegen Gott; denn im Unterschied zum Zyniker besteht Hiob darauf, daß die Wirklichkeit als Werk Gottes sinnvoll sein müsse. Aber er kann diesen Sinn nicht entdecken. Am Ende steht dann einfach die Kapitulation vor der Übermacht Gottes, der ihm vorhält, daß er und nicht Hiob das Krokodil und das Nilpferd gemacht hat. Und auch Jesus ist offenbar alles andere als ein stoischer Weiser, wenn er in Todesangst um sein Leben bittet, um dann hinzuzufügen: ‚Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.‘

Die Resignation vor dem Unvermeidlichen ist nur dann wirklich menschlich, wenn das Unvermeidliche sich wirklich als solches erwiesen hat. Erweisen kann es sich aber nur für den, der wirklich an die Grenze gestoßen ist und nicht aus Angst, sich Beulen zu holen, es gar nicht erst versucht hat, die Grenzen des Möglichen zu erweitern.

Gelassenheit ist deshalb nicht Fatalismus. Es ist die Bereitschaft des Handelnden, sein Scheitern noch als sinnvoll zu akzeptieren. Das setzt voraus, daß wir nicht eine prinzipielle Grenze ziehen zwischen unserem Handeln und der Wirklichkeit, die dieses Handeln einerseits ermöglicht und an der es andererseits scheitert.

Es ist die Eigentümlichkeit der Religion, in beidem denselben Grund zu sehen. (...)

Zum guten Handeln gehört deshalb (...) das Vertrauen, daß Gutes auch zu Gutem führt, wenigstens im allgemeinen und auf lange Sicht. Nur dann nämlich hat gutes Handeln überhaupt Sinn; nur dann wird sein immanenter Sinn nicht vernichtet durch den Weltlauf. (...)

Der Gelassene handelt mit Entschiedenheit, aber er hat den Lauf der Dinge, der sein Handeln erst ermöglicht, und damit auch sein mögliches Scheitern akzeptiert; denn er weiß, daß der Sinn nicht erst durch ihn und sein Handeln in die Welt kommt. (...)

In diesem Sinne ist Gelassenheit nicht Passivität, Verzicht auf die Veränderung der Welt, sondern Bejahung einer Wirklichkeit, die es überhaupt wert ist, daß man ihr durch Veränderungen zu Hilfe kommt. (...)

Gelassene Annahme der Wirklichkeit ist (...) die Bedingung dafür, daß er Mensch mit der Welt, mit seinesgleichen und mit sich selbst in Freundschaft leben kann, also die Bedingung eines glücklichen Lebens (...)

Ein letzter Gedanke soll das erläutern. Ich sagte schon: die Generationen sind füreinander Schicksal. Wir übernehmen die Welt, wie sie uns von den Älteren hinterlassen wurde. Und wir sind darauf angewiesen, daß Jüngere auf irgendeine Weise das ihnen hinterlassene Erbe aufnehmen und unsere Intentionen fortsetzen. Freundschaft zwischen den Generationen ist daher eine Bedingung dafür, daß dieses unser Handeln umgreifende Schicksal sich nicht als ein feindliches erweist. Die Älteren haben die Aufgabe, einerseits die Jugend in ihre Wertschätzungen so weit einzuführen, daß sie verstehen lernt, daß sie Identifikationsmöglichkeiten entwickelt und daß sie ihr selbständiges Handeln als Fortsetzung des Handelns derer vor ihnen begreifen kann. Die Älteren haben aber auch die Aufgabe, den Kommenden die Welt so zu hinterlassen, daß diese mit der Hinterlassenschaft etwas anfangen können, daß sie sich nicht einer übermächtigen Infrastruktur gegenübersehen, die sie sich gar nicht aneignen können, und daß sie nicht ein dezimiertes und ausgeplündertes Erbe übernehmen müssen. Die Jungen aber können nur sinnvoll handeln, wenn sie sich in ein affirmatives Verhältnis setzen zu der unfertigen Wirklichkeit, die sie vorfinden.“

Robert Spaemann, „Gelassenheit oder: Das Verhalten zu dem, was wir nicht ändern können“, in ders., *Moralische Grundbegriffe*, München (Beck) 1982, S. 104 ff.

IV. Weisheit bei Pflanzen und Tieren (und Kindern)

Baum-Freundschaften

„Vor Jahren stieß ich in einem der alten Buchenwaldreservate meines Reviers auf eigenartige bemooste Steine. Im Nachhinein ist mir klar, dass ich schon viele Male achtlos an ihnen vorübergegangen bin, doch eines Tages blieb ich stehen und bückte mich. Die Form war merkwürdig, leicht gebogen mit Hohlräumen, und als ich das Moos etwas abhob, entdeckte ich darunter Baumrinde. Es war also doch kein Stein, sondern altes Holz. Und da solches von Buchen auf feuchtem Boden innerhalb weniger Jahre verfault, war ich überrascht, wie hart das Stück war. Vor allem aber ließ es sich nicht hochheben, war offensichtlich fest mit dem Erdreich verbunden. Mit dem Taschenmesser schabte ich vorsichtig ein bisschen von der Rinde herunter, bis ich auf eine grüne Schicht stieß. Grün? Diesen Farbstoff gibt es nur als Chlorophyll, wie es in frischen Blättern vorkommt und als Reserve auch in den Stämmen lebendiger Bäume gespeichert wird. Das konnte nur bedeuten, dass dieses Holzstück doch noch nicht tot war! Die übrigen ‚Steine‘ ergaben rasch ein logisches Bild, da sie in einem Kreis mit anderthalb Metern Durchmesser standen. Es handelte sich um die Reste eines riesigen, uralten Baumstumpfs. Nur der ehemalige Rand war noch in Rudimenten vorhanden, während das Innere längst vollständig zu Humus verfault war – ein klares

Indiz dafür, dass der Stamm schon vor 400–500 Jahren gefällt worden sein musste. Doch wie konnten sich die lebenden Überreste so lange halten? Schließlich verbrauchen Zellen Nahrung in Form von Zucker, müssen atmen und zumindest ein wenig wachsen. Ohne Blätter und damit ohne Fotosynthese ist das aber unmöglich. Eine mehrhundertjährige Hungerkur hält kein Wesen unseres Planeten aus, und das gilt auch für Reste von Bäumen. Zumindest für Baumstümpfe, die auf sich allein gestellt sind. Bei diesem Exemplar war es jedoch offensichtlich anders. Es bekam Unterstützung von den Nachbarbäumen, und zwar mithilfe von Wurzeln. Bisweilen ist es nur eine lose Verbindung über das Pilzgeflecht, das die Wurzelspitzen umhüllt und ihnen beim Nährstoffaustausch hilft, manchmal sind es auch direkte Verwachsungen. (...) Eines war eindeutig: Die umgebenden Buchen pumpen ihm Zuckerlösung hinüber, um ihn am Leben zu halten. (...)

Doch warum sind Bäume derart soziale Wesen, warum teilen sie ihre Nahrung mit Artgenossen und pöppeln darüber ihre Konkurrenz hoch? Die Gründe sind dieselben wie bei menschlichen Gesellschaften: Gemeinsam geht es besser. Ein Baum ist kein Wald, kann kein lokales ausgeglichenes Klima herstellen, ist Wind und Wetter schutzlos ausgeliefert. Zusammen dagegen schaffen viele Bäume ein Ökosystem, das Hitze- und Kälteextreme abfedert, eine Menge Wasser speichert und sehr feuchte Luft erzeugt. In so einem Umfeld können Bäume geschützt leben und uralt werden. Um das zu erreichen, muss die Gemeinschaft um jeden Preis erhalten bleiben. Würden sich alle Exemplare nur um sich selbst kümmern, dann erreichten etliche nicht die Altersphase. Ständige Todesfälle hätten viele große Löcher im Kronendach zur Folge, wodurch Stürme leichter hineinfahren und weitere Stämme umwerfen könnten. Die Sommerhitze würde bis zum Waldboden vordringen und ihn austrocknen. Darunter würden alle leiden.

Jeder Baum ist also wertvoll für die Gemeinschaft und verdient es, so lange wie möglich erhalten zu werden. Daher unterstützt man sogar kranke Exemplare und versorgt sie mit Nährstoffen, bis es ihnen wieder besser geht. Beim nächsten Mal ist es vielleicht umgekehrt, und der Unterstützerbaum braucht seinerseits Hilfe.“

Peter Wohlleben, *Das geheime Leben der Bäume. Was sie fühlen, wie sie kommunizieren – die Entdeckung einer verborgenen Welt*, 16. Aufl. München (Ludwig) 2015, S. 9–11.

V. Unverfügbarkeit (Hartmut Rosa)

Verlust und Wiedergewinnung der Resonanz

„Um das Argument, das ich hier entwickeln möchte, kurz zu fassen: Meine These lautet, dass dieses institutionell erzwungene und kulturell als Verheißung und Versprechung

fungierende Programm der Verfügbarmachung von Welt nicht nur nicht ‚funktioniert‘, sondern geradewegs in sein Gegenteil umschlägt. Die wissenschaftlich und technisch, ökonomisch und politisch verfügbar gemachte Welt scheint sich uns auf geheimnisvolle Weise zu entziehen und zu versperren, sie zieht sich zurück und wird unlesbar und stumm, und mehr noch: Sie erweist sich als bedroht und bedrohlich gleichermaßen und damit als letztlich *konstitutiv unverfügbar*. Manifestes Symptom dieser Entwicklung ist der Umstand, dass in der Kultur der Spätmoderne ‚Welt‘ prädominant als *Umwelt* oder als das ‚Globale‘ der politisch-ökonomischen Globalisierung erscheint. Bei dem ersten Aspekt dominiert dann die Wahrnehmung der ‚Umweltzerstörung‘, deren Folgen uns immer stärker bedrohen. Beim zweiten Aspekt sieht es nicht anders aus: Globalisierung signalisiert heute im politischen Diskurs die Wahrnehmung eines chaotischen, gefährlichen, unkontrollierbaren Außen, das gegen unsere begrenzte Welt des Vertrauten gefährlich andrängt und vor dem uns Protektionisten und Militaristen mit Mauern und Schutzzäunen, mit Schutzzöllen und auch mit Selbstschussanlagen zu bewahren versprechen. Die Welt wird damit zum unheimlich Bedrohten und zum unheimlich Bedrohlichen zugleich – und dies ist just das Gegenteil des *Verfügbaren*; sie erscheint als unverfügbar.

Dieses Zurückweichen der Welt vor dem Zugriff der Menschen wird augenfällig etwa in einem Gespräch (...), in dem Erhard Eppler die Frage, wie er zu einem Pionier der Wachstumskritik und des ökologischen Denkens geworden sei, mit einem sehr anschaulichen und sinnfälligen Bild beantwortet: Auf einer seiner ersten Reisen als Minister für Entwicklungszusammenarbeit habe er aus dem Flugzeug über Nordafrika gesehen, wie das menschliche Bestreben, immer tiefer in die Wälder hineinzuroden und die Hänge immer höher hinauf zu besiedeln, letztlich nicht nur Erschließung fruchtbaren Neulands – in meiner Diktion: zur Anverwandlung von Welt –, sondern im Gegenteil zu dessen Erosion geführt habe: Die fruchtbare Erde (...) sei davongeschwemmt worden und hätte einen riesigen braunen Teppich an der Flussmündung ins Meer hinterlassen. Der Versuch der Weltreichweitenvergrößerung, das Verfügbarmachen des Waldes und der Berge, hat auf diese Weise dazu geführt, dass der erschlossene Weltausschnitt hart und unfruchtbar und in diesem Sinne geradezu feindselig wurde.

Doch damit nicht genug: Die Furcht vor dem Verlust der Welt im Sinne ihres Verstummens, ihres Grau- und Farblos-Werdens, begleitet auf der kulturellen Ebene das Reichweitenvergrößerungsprogramm der Moderne von Anfang an; Weltverlust bezeichnet geradezu die elementare und konstitutive *Grundangst* der Moderne.“

Hartmut Rosa: *Unverfügbarkeit*, 4. Aufl. Wien – Salzburg (Residenz Verlag) 2019, S. 25 f.

„Die Moderne steht in der Gefahr, die Welt nicht mehr zu hören und sich eben darum auch selbst nicht mehr zu spüren, so lautet das Fazit meiner eigenen Soziologie der modernen Weltbeziehung. Sie ist unfähig geworden, sich *anrufen und erreichen* zu lassen. Lässt sich dieser Zustand sozialphilosophisch mit dem Oberbegriff der Entfremdung als der beziehungslosen Beziehung fassen, so stellt sich mit nicht nur soziologischer, sondern auch politischer und lebenspraktischer Dringlichkeit die Frage nach dem Gegenbegriff: Was ist eine ‚bezogene Weltbeziehung‘? Wie sieht ein gelingendes Weltverhältnis aus?“ (A.a.O., S. 34)

„Wann immer wir in Resonanz zu einem Menschen, einem Buch, einer Landschaft, einer Idee, einem Stück Holz treten, transformieren wir uns in der und durch die Begegnung, wenngleich in einem durchaus variierenden Maße: Es gibt Begegnungen, von denen wir sagen, sie hätten uns ‚zu einem anderen Menschen gemacht‘, und es gibt Anverwandlungen, die einen kaum merklichen und vielleicht nur vorübergehenden Wandel, etwa unserer Stimmung, bewirken. In jedem Falle aber ist die Veränderung der Weltbeziehung ein konstitutives Element der Resonanzerfahrung: Wann immer wir mit der Welt in Resonanz treten, bleiben wir nicht dieselben. Resonanzerfahrungen *verwandeln* uns, und eben darin liegt die Erfahrung von Lebendigkeit. Wenn wir uns von nichts mehr anrufen und verwandeln lassen, oder wenn wir auf die zahlreichen Stimmen da draußen nicht mehr selbstwirksam zu *antworten* vermögen, sind wir innerlich tot, versteinert, kurz: resonanzunfähig. Kennzeichen der Depression als dem Zustand, in dem uns alle Resonanzachsen stumm und taub geworden sind, ist es, dass uns nichts mehr berührt und wir zugleich das Gefühl haben, niemanden mehr erreichen zu können, dass wir ‚eingefroren‘ und eben dadurch verwandlungsunfähig sind. *Da draußen ist alles tot und leer, und in mir ist auch alles stumm und kalt*, sagen wir dann, und aus diesem Zustand vermag uns keine Steigerung der Weltreichweite zu befreien.“ (A.a.O., S. 41)

„Die Moderne, so lautet meine oben entwickelte soziologische These, ist kulturell darauf ausgerichtet und durch ihre institutionelle Verfassung strukturell dazu gezwungen, die Welt in allen Hinsichten berechenbar, beherrschbar, vorhersagbar, verfügbar zu machen: Durch wissenschaftliche Erkenntnis, technische Beherrschung, politische Steuerung, ökonomische Effizienz usw. Resonanz aber lässt sich nicht verfügbar machen: Das ist das große, konstitutive Ärgernis dieser Sozialformation, es ist ihr *Grundwiderspruch* ...

Das (...) Ziel aber besteht darin, durch das geduldige Herausarbeiten der jeweiligen Spannungslinien zwischen Resonanzbegehren und Verfügbarkeitsverlangen Ideen

dafür zu gewinnen, wie sich jener Widerspruch dereinst vielleicht überwinden oder lösen lassen könnte.“ (A.a.O., S. 45 f.)

„Fünf Thesen zur Verfügbarkeit der Dinge und zur Unverfügbarkeit der Erfahrung

1. Die konstitutive Unverfügbarkeit von Resonanz und die prinzipielle Unverfügbarkeit der Dinge bilden per se noch keinen Widerspruch.

2. Dinge, über die wir vollständig (...) verfügen, verlieren ihre Resonanzqualität.

Resonanz impliziert mithin *Halbverfügbarkeit*.

3. Resonanz erfordert eine Unverfügbarkeit, die ‚spricht‘; sie ist mehr als nur Kontingenz.

4. Die Haltung, welche auf das Festhalten, Beherrschen und Verfügarmachen eines Weltausschnittes abzielt, ist unvereinbar mit einer Resonanzorientierung; sie zerstört die Resonanzerfahrung durch Stillstellung ihrer inneren Dynamik.

5. Resonanz bedarf einer erreichbaren, nicht einer (grenzenlos) verfügbaren Welt. Die Verwechslung von Erreichbarkeit und Verfügbarkeit liegt an der Wurzel des Weltverstummens in der Moderne.“

(A.a.O., S. 48 f., 52, 56, 60, 67)